

„Wir haben alles zusammen durchgestanden“ - Bergmannsfrauen erzählen

*Zusammenstellung: Heinz Bielefeldt
im Juli 2003*

Wer Spuren des damaligen Lebens der Bergleute in unserer Gemeinde sucht, stößt unweigerlich auf Bergmannsfrauen, die die harte Arbeit ihrer Männer mitgetragen, die Familie umsorgt und an Daseinsfürsorge und -gestaltung wesentlichen Anteil haben.

Einige Frauen beteiligen sich an der Gesprächsrunde und erzählen von guten und schwierigen Zeiten: Wie sie nach Aldenhoven gekommen sind – wie Probleme der Wohnungsbeschaffung und Haushaltsführung gemeinsam bewältigt wurden – wie man kleine Freuden zu genießen verstand.

Bei den persönlichen Erfahrungen, so unterschiedlich sie sind, kommt Übereinstimmendes zum Vorschein: Die Frauen sind kluge und starke Partnerinnen ihrer Männer und bergende Mitte der Familien, die stolz und dankbar auf ein erfülltes Leben blicken können.

Die Runde hört mit Respekt die Geschichten der Bergmannsfrauen Irene Derwall, Christel Orgeig, Ilka Quinten und Gertrud Mehrgans.

Frau Derwall: „Und so hat man sich durchgeschlagen.“



Aufgewachsen in einem kleinen Dorf nahe Schwerin, ist Frau Derwall vor 51 Jahren nach Aldenhoven gekommen und wohnt seit 36 Jahren in der Knappenstraße 4.

Ihre drei Kinder sind inzwischen ausgezogen. Die beiden Söhne haben in Niedermerz und Kirchberg eigene Häuser gebaut, die Tochter ist in Norddeutschland verheiratet.. „Mein Mann ist vor 13 Jahren gestorben, und so schlage mich allein durch, bin aber zu zufrieden und kann mich nicht beklagen.

Natürlich, gesund ist man nicht mehr in dem Alter. Die viele Arbeit schlägt nicht in hohle Bäume, und einen alten Baum kann man nicht mehr gerade biegen.“ Durch Eigenleistung (z.B. Tätigkeit in der Wellpappenfabrik Gissler & Pass, Jülich) hat Frau Derwall ihre Rente erhöhen und ihr Auskommen im Alter sichern können.

Wie war das Leben damals vor gut fünfzig Jahren?

„1952 sind wir in die Knappschaftswohnung eingezogen. Sie war sehr, sehr feucht. Tropfen standen unter der Couch. Schließlich wurde alles zu unserer Zufriedenheit geregelt. Wir hatten sogar ein paar Hühner.

Der Lohn war auch nicht so toll, da musste man gucken, wie man durchkam. Man hatte auch Anschaffungen – Schlafzimmer usw. – zu tätigen, und da hatte man – ehrlich gesagt – sonntags oft kein Fleisch im Topf. Abends Milchsuppe, sonntags Rührei, und wenn wir uns mal Fisch kauften, dann wurde einer für drei Kinder geteilt. Ja, man hat gelernt zu sparen. Ich hab mir gesagt: Besser kein Fleisch als Pfändung. Pfändung – da war ich immer gegen. So weit hab ich's nie kommen lassen. Und so hat man sich durchgeschlagen.

Wenn ein Baby kam, erhielt man 15 DM von der Zeche als Beihilfe. Um die Haushaltskasse aufzubessern, habe ich auch beim Bauern gearbeitet. 1956 bekam ich meinen letzten Sohn. Ich

erinnere mich, da bin ich als Schwangere aufs Feld fünf Morgen Rüben einzeln gegangen, und dann hatte ich eine neue Matratze zusammen.“

Frau Derwall berichtet, wie sehr die tägliche Sorge um die Familie sie in Anspruch nahm. „Wenn mein Mann Früh- oder Nachtschicht hatte, dachte ich an ihn. Wie mag’s ihm gehen unter Tage? Aber so richtig Sorge hab ich mir nicht um ihn gemacht. Ich hatte mit unseren drei Kindern zu tun, musste mit 42 qm Wohnraum zurecht kommen. 1956 ist mein Mann wegen Ohrenschäden aus dem Bergbau ausgeschieden. Er bekam auch den Bergmannsversorgungsschein, deshalb kann ich heute noch vergünstigt 2,5 t Kohle kaufen – Deputat, sagt man.“

Ihre Freizeit verbringt Frau Derwall jetzt meist in der evangelischen Gemeinde. Alle 14 Tage besucht sie den Seniorenkreis „Schaukelstuhl“ und verbringt frohe Stunden bei Kaffee und Kuchen, Singen und Basteln, Vorträgen und Filmen. „Und zweimal in der Woche – dienstags und donnerstags – gehe ich dort essen. Das schmeckt ganz lecker, wie zu Hause und kostet nur 4 Euro. Besser kann ich’s nicht haben.“

Frau Orgeig: „Ich habe es geschafft.“



Frau Orgeig, 2003

Von Broichweiden nach Aldenhoven – dafür gab es zwei Gründe: größere Wohnung und sicheres Einkommen. „Wir hatten nur eine Zweizimmerwohnung (Küche und Schlafzimmer) und lebten mit einem Kind sehr beengt. In Aldenhoven – so hieß es – bekäme man eine größere Wohnung, wenn man auf der Zeche arbeiten würde.

Mein Schwiegervater war Unternehmer, und mein Mann war bei ihm beschäftigt. Wirtschaftlich ging es nur langsam voran, und das Geld war sehr, sehr knapp. Wenn Geld im Betrieb flüssig war, bekamen wir etwas. Da sagten Kumpels zu meinem Mann: „Du

bist ja dumm. Warum kommst du nicht zur Zeche? Da kriegst du alle zehn Tage dein Geld.“

1949 hat mein Mann sich bei EMIL MAYRISCH beworben und konnte anfangen.

Wir erhielten eine Bergmannswohnung in der Jahnstraße. Als unser zweites Kind geboren wurde, war die Wohnung mit 40 qm zu klein. Deshalb haben wir uns um ein Eigenheim beworben in Aldenhoven-Ost. Kredit gab es vom EBV, von der Landesversicherungsanstalt und der Knappschaft. Wir mussten alle drei Monate 175 DM abtragen. So sind wir dann nach Aldenhoven-Ost hingezogen. 1968 wurde das Haus überschrieben.

1970 starb mein Mann. Da hatte ich das Eigenheim für mich allein und musste auch noch alles abtragen. Ich habe es geschafft. Es war ja auch noch etwas vom Vermögen meiner Schwiegereltern da, so habe ich das Haus abbezahlt. Ich wollte nicht immer nur abstottern, sondern habe mir gesagt: Was bezahlt ist, ist bezahlt.

In dem Haus bin ich bis 1985 geblieben. Als meine beiden Kinder auszogen, war das Haus mit 90 qm zu viel zu groß für mich allein. Ich habe es meiner Tochter übergeben und mir eine kleine Wohnung in der Gartenstraße 6 genommen.“

Die Familie habe zusammengehalten, erzählt Frau Orgeig. Man können sagen, gemeinsam mit der Nachbarschaft habe man eine Art Großfamilie gebildet. Nachbarschaftshilfe war

selbstverständlich. „Wenn man etwas brauchte, wurde es gegeben. Wenn der Nachbar was nötig hatte, half man aus. Alle hatten wenig, das hat zusammengeschweißt.“

War nicht – so fragten wir Zuhörer uns - der Zusammenhalt in der Nachbarschaft gleichsam ein Spiegel von unter Tage? Bei der gefährlichen Arbeit war jeder auf den anderen angewiesen. Und die Solidarität lebte auch über Tage fort.

Mit Geld habe man sparsam umgehen müssen, erzählt Frau Orgeig weiter. Der Lohnzuschuss pro Kind habe 25 Pfennig und das Weihnachtsgeld pro Kind 5 DM betragen. „Ja, es waren schwere Zeiten, aber der Partner war da, und wir standen alles zusammen durch.“

Solange mein Mann auf der Schicht war, empfand ich wenig Sorge um ihn. Beunruhigt aber war ich, wenn die Kumpels nicht nach Haus kamen. Wenn sie z.B. Frühschicht bis 2 Uhr nachmittags hatten, konnten sie gegen halb drei zu Hause sein. Wenn mein Mann dann nicht da war, bin ich immer wieder zur Tür gegangen und hab nach ihm geguckt. Besonders schlimm war es, wenn Sirenen von Krankenwagen zu hören waren – wie damals beim Grubenunglück, als der Förderkorb abgestürzt war.“

Mit dem EBV habe man in Urlaub fahren können, aber 10 oder 14 Tage am gleichen Ort bleiben müssen. „Von der Gemeinde holte man sich einen Stempel zur Bestätigung, dass man an dem Ort auch Urlaub gemacht hatte. Dann bekamen die Bergleute vom EBV eine gewisse Vergünstigung. Sie brauchten das Urlaubsgeld nicht zu versteuern.“

Frau Quinten: „Aber wir haben auch das hinbekommen.“



Frau Quinten stammt aus der ehemaligen DDR. Ihr Vater wechselte über die grüne Grenze in die Bundesrepublik bis Hessen und konnte 1951 die Familie nachholen. 1952 lernte Frau Quinten ihren Mann kennen, der aus dem Saarland stammt.

„Die Wohnungsnot war ganz groß nach dem Krieg, alles war kaputt. Unsere Familie lebte bei Frankfurt am Main in einer Baracke mit vier winzigen Zimmern. Wir hatten zwei kleine Kinder und einen großen

Wunsch: eine richtige Wohnung!“ Vom Onkel des Mannes hätten sie die Adresse eines saarländischen Kumpels erhalten, der beim EBV beschäftigt und in Setterich untergekommen war. Ihr Mann hätte dort hin gewollt, um zu versuchen, Arbeit zu finden. Doch das Geld sei zu knapp gewesen, um eine Fahrkarte von Frankfurt bis Aachen und von da bis Setterich zu kaufen. Frau Quinten, die damals ein Akkordeon hatte, wusste Rat. Sie versetzte ihr Akkordeon und konnte so die Hinreise finanzieren. „Für die Rückfahrt reichte das Geld nicht. Da hat mein Mann seine Krepptsohlen abgelatscht. Jemand hat ihn das letzte Stück mit einem Dreirad-Kabinenroller bis nach Hause mitgenommen. Mein Mann ist bald wieder hin, um am 1. April 1957 beim EBV anzufangen. Ich und die Kinder blieben noch in Frankfurt.“

Ihr Mann sei zuerst in Mariadorf eingesetzt worden, aber bei den dortigen Bergleuten auf Ablehnung gestoßen. Immer habe es geheißt: „Dat is us Kull!“ Als Frau Quinten auf „us Kull“ zu sprechen kommt, löst sie in der Zuhörer-Runde lebhaftere Reaktionen über das damalige

Integrationsproblem aus. Ein Dialog zwischen einem Steiger und einem neuen Mitarbeiter, einem Flüchtling aus der DDR, sei wiedergeben.

Steiger: „Kommen Sie aus'm Rheinland?“

Kumpel: „Nein, aus dem Osten.“

Steiger: „Sind Sie katholisch?“

Kumpel: „Nein, evangelisch.“

Steiger: „Evangelisch? Dann sind Sie auch Kommunist.“

Lachend wird die Episode bestätigt. So sei das damals gewesen. „Ja, es war sehr schwer, in die Gruppe der Einheimischen reinzukommen.“ Die Stammebelegschaft auf MARIA

HAUPTSCHACHT sei eine über Generationen gewachsene Gemeinschaft gewesen und habe sich gegen Neuzugänge gesperrt. Auf der Zeche EMIL MAYRISCH hingegen hätte sich erst eine neue Stammebelegschaft bilden müssen. Emotionale Widerstände und Vorurteile hätten nicht bestanden, und so seien Mitarbeiter aus vielen deutschen Gegenden und später noch aus dem Ausland ziemlich konfliktfrei miteinander umgegangen.

Zurück zu Herrn Quinten, der bei „us Kull“ nicht bleiben wollte und nach EMIL MAYRISCH versetzt wurde. Sein Gedingelohn betrug 16,75 DM. „Alle zehn Tage kam Geld per Eilpost nach Frankfurt, damit wir weiterleben konnten. Aus dem Ledigenheim wollte mein Mann raus und deshalb möglichst bald die Familie nachholen.

Zunächst haben wir in einer Zwischenunterkunft gewohnt, in einer Baracke, die heute nicht mehr steht. Hier waren fast nur Flüchtlinge aus der DDR untergebracht. Da war ein Flur mit vier Zimmern. Jede Familie erhielt ein Zimmer. Darin befanden sich ein Militärschrank, zwei Militärbetten, Stühle und Tisch. In dem einen Raum mussten wir schlafen und kochen. Ich nahm dazu eine Elektroplatte. So hat man eben da gewurstelt in dem einen Zimmer“ Trotz der Enge sei eine wunderbare Gemeinschaft entstanden. „Anderenorts herrschte Krieg, bei uns war's Klasse.“

Eines Tages las Frau Quinten in der Zeitschrift „Die Kull“ die Anzeige über eine Etagenwohnung mit Balkon. Dass der Traum von einer eigenen Wohnung in Erfüllung ging, das sei überraschend passiert – „so unerwartet wie die Jungfrau zum Kind kommt“. Ein Kumpel, der auch aus dem Saarland stammte, habe ein Haus in der Saarstraße erwerben wollen und der Familie Quinten angeboten, sie als Einlieger aufzunehmen. Während des zweiten Bauabschnittes sei dem Bauherrn ein stattliches Erbteil zugefallen, und er sei nach Hessen zurückgekehrt. So wären sie statt Einlieger unerwartet Hausherrn geworden. Zwar sei der Erwerb des 125 qm großen Hauses vergleichsweise teuer gewesen, aber die Kalkulation wäre aufgegangen, und 1957 habe man einziehen können. Als Einlieger sei eine andere Familie aufgenommen worden. „Die Chemie zwischen uns stimmte sofort, und bis heute sind wir befreundet.

Eigentlich hat mein Mann immer gut verdient; dennoch musste man in finanziellen Dingen einen klaren Kopf behalten.“ Immer wieder seien Vertreter aufgetaucht, um Staubsauger, Eisschrank, Möbel zu verkaufen. „Meine Eltern zogen zu uns und wohnten oben. Das war meine Rettung. Denn wenn ein Vertreter an der Haustür klingelte, rief mein Vater aus dem Fenster runter: ‚Wirtschaftswunder ist komplett‘, und dann zog der Vertreter ab.

Alle 10 Tage gab's Geld. Wenn mein Mann mit der Lohntüte heimkam, wurde sofort Geld für Zement auf die Seite gelegt. Damals wurden nämlich Platten noch selbst gegossen. Im Keller hatte wir Formen aus Holz, um Platten zu gießen.“

Frau Quinten berichtet, wie sie 1958 bei Gissler & Pass ein Jahr lang gearbeitet hat, um wieder ruhig schlafen können. Schlaflosigkeit hatte der Wunsch ihres Mannes verursacht, der unbedingt ein Auto besitzen wollte und es auf Wechsel erwarb. Damit der Wechsel nicht platzte, sorgte Frau Quinten für zusätzliche Einkünfte und gute Nachtruhe.

Sie erzählt eine Episode, die sie am Arbeitsplatz erlebt hatte und die von sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten und deren Bewältigung handelt. Eines Tages hörte sie dem

Dialog zwischen zwei Arbeitskolleginnen zu, der in Platt geführt und mit der Frage eingeleitet wurde: „Häste ding wisse Waisch jekaucht?“. Heute versteht Frau Quinten die Frage „Hast du deine weiße Wäsche gekocht?“, aber damals hörte sie eine fremde Sprache. Um Zugang zu den Mitarbeiterinnen zu finden, achtete sie besonders auf die Körpersprache und reagierte entsprechend. Sah sie während eines Gespräches ein freundliches oder ein trauriges Gesicht, legte sie sich auch einen freundlichen oder traurigen Ausdruck zu. Lachte jemand über eine Bemerkung, lachte sie mit und wuchs nach und nach in die fremdartige Sprachwelt hinein. „Heute verstehe ich Platt perfekt und finde es wunderbar.“

Das Auto war da, mit dem die Familie im Urlaub auch nach Italien reisen konnte, und der Wechsel korrekt eingelöst. „Ja, das Geld musste schon zusammengehalten werden. Wenn man das nicht in der Jugend gelernt hat, geht das nicht so einfach. Mein Mann hatte Arbeit, der Lohn kam regelmäßig. Trotzdem musste man umsichtig bleiben und sparen.“ Frau Quinten zieht exemplarisch Vergleiche zwischen damals und heute. Ein Bäcker aus Siersdorf sei regelmäßig in die Zwischenunterkunft gekommen und habe seine Ware angeboten. „Eine Tüte Schnecken, das war’s, mehr war bei 120 DM nicht drin. Jetzt gehen die Kinder hin und kaufen, was das Herz begehrt. Das können die Enkel heute nicht begreifen, dass unsere Kinder mit einem Tütchen Bonbons oder einer Schnecke zufrieden waren. – trotzdem: Es war herrlich!“

Heute lege man kleine Strecken mit dem Auto zurück, früher habe kaum eine Fahrmöglichkeit bestanden. Man sei eben zu Fuß gelaufen. „Als wir noch in der Zwischenunterkunft wohnten und kein Kinderbett besaßen, schlief unser Kind zwischen uns, auf dem Besuchsritz, wie man sagt. Dann kam das zweite Baby. Eines Tages schrieb ich meiner Mutter, sie möge uns das alte Kinderbettchen schicken. Ich musste es abholen – an der nächsten Bahnstation in Schleiden. Wie? Ich legte das zweite Kind, das gerade ein Jahr alt war, in den Kinderwagen, nahm den dreieinhalb Jahre alten Sohn an die Hand und zog nach Schleiden. Wie ich da rumgekurvt bin, um mit dem Bett nach Hause zu kommen! Wenn man das heute einer jungen Frau erzählt, die würde gucken. Damals war das gang und gäbe.“

Wenn mein Mann zur Arbeit ging, sagte ich immer das, was heute Pastor Fliege in seiner Sendung sagt: ‚Pass gut auf dich auf!‘ Eines Tages erlitt mein Mann einen schweren Unfall. Sein Bein wurde deformiert, heute noch hat er mit den Knien zu tun. Aber wir haben auch das hinbekommen.“

Nun sei das Haus, in dem sie über 40 Jahre lang wohnen, zu groß für sie und ihren Mann. Eins der drei Kinder sei oben eingezogen. „Unser Sohn macht heute das, was wir nicht mehr können.“

Frau Mehrgans: „Hier bleiben wir!“



Frau Mehrgans stellt Lebenslagen vor, die sie von Schlesien über Frankreich nach Aldenhoven verschlagen haben, und zeichnet Stationen ihres Weges nach: Als sie und ihre Angehörigen nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Heimatdorf nahe Breslau in die DDR vertrieben worden waren, lebte sie ein Jahr lang in Gera. Ihr Verlobter, der aus dem Riesengebirge stammte und vor dem Wehrdienst als Waldarbeiter beschäftigt gewesen war, hatte in Frankreich gekämpft und war dort in Gefangenschaft geraten. Er meldete sich freiwillig für die Arbeit im französischen Bergbau und

wurde daraufhin mit 22 Jahren aus der Gefangenschaft entlassen. Da er noch zu schwach für die schwere körperliche Arbeit war, päppelte man ihn zuerst in der Küche des Lagers auf. Als

Freiwilliger im französischen Bergbau erhielt er die Möglichkeit, vorzeitig nach Deutschland in Urlaub zu fahren. In Bayern besuchte er seine Mutter, seine beiden Brüder und die Schwester von Frau Mehrigans, die auch dort wohnte. Er nahm Kontakt zu seiner Verlobten in Gera auf. „Ich überwand schwarz die Grenze der DDR“, erzählt Frau Mehrigans, „und traf meinen Bräutigam in Bayern. Wir heirateten, bevor wir gemeinsam nach Frankreich fuhren. Hier arbeitete mein Mann in der Zeche Saint Pierre, die in Nordfrankreich, in der Gegend von Lille liegt. Wir lebten ganz nah an der belgischen Grenze. Damals gab's nicht viel Kaffee. Mittags habe ich die Kinder ins Bett gesteckt, bin nach Belgien rüber, habe Kaffee gekauft und war in einer halben Stunde wieder zurück.

Drei unserer vier Kinder kamen in Frankreich zur Welt. Es ging uns gut, und doch fühlte ich mich nicht richtig heimisch. Die Sprache habe ich nicht gelernt. Unsere Nachbarn waren Polen, die aus dem Ruhrgebiet zugezogen waren. Wir unterhielten gute Beziehungen zu ihnen und halfen uns gegenseitig. Die meisten Polen sprachen deutsch. Darum brauchte ich eigentlich nicht französisch zu sprechen. Wenn ich mal auf dem Markt oder im Geschäft zum Beispiel Butter kaufen wollte, habe ich zimal gefragt, wie das heißt, und man hat es mir auch immer wieder gesagt. Aber zum Lernen blieb nicht viel Zeit. Ich hatte mit meinen Kindern zu tun.

Wir haben auch andere Deutsche getroffen, ehemalige Kriegsgefangene in Frankreich, die freiwillig im Bergbau arbeiteten. Zum Beispiel: Heinz Mühlberg, der kürzlich verstorben ist, der hat auch da gewohnt. Und ein Porsche Max. Ich kenne auch einen Weber, weiß bloß den Vornamen nicht mehr. Der ist damals nach Siersdorf gekommen. Und in Alsdorf-Ofden sind auch noch welche von den ‚Freiarbeitern‘ – so hieß das in Frankreich.

Damals, als mein Mann auf der Zeche Saint Pierre unter Tage arbeitete, machte ich mir nicht allzu große Sorgen – selbst dann nicht, wenn er zur normalen Zeit ausblieb. Nun muss ich sagen: Die erste Zeit, wo mein Mann in der Grube war, konnte er noch nicht alles. Da musste er manchmal Überstunden machen. Kollegen meines Mann sagten zu Hause: ‚Gib mir eine Schnitte Brot mehr mit, damit ich sie dem Hubert geben kann, wenn der wieder Überstunden machen muss‘. So war das. Mein Mann hat mir auch viel erzählt, wie's unter Tage zugging.“

Frau Mehrigans berichtet von finanziellen Notlagen, die durch wilde Streiks hervorgerufen wurden. Der Lohn blieb aus, und man musste von geringen Ersparnissen das Dasein fristen. Die Werbung des EBV für Arbeitskräfte im Aachener Steinkohlenrevier drang auch bis Frankreich. „Da sagte ich zu meinem Mann: ‚Fahr rüber und schau nach, ob du da sichere und regelmäßige Arbeit finden kannst.‘ Er hatte Erfolg, wurde beim EBV angenommen, und im September 1952 siedelten wir nach Aldenhoven um.

Von einem Kuriosum erzählt Frau Mehrigans, von einem unerwarteten Wunsch des zuständigen französischen Polizei-Kommissars, bei dem sich die Familie hatte abmelden müssen. Er habe die Ausreisenden unbedingt begleiten und mit nach Aachen fahren wollen, um die Stadt wiedersehen. An der Grenze habe er alle Formalitäten erledigt, so dass niemand den Zug verlassen musste, und die große Freude genossen, endlich wieder einmal nach Aachen zu kommen.

Nun erfahren die Zuhörer, was am Reiseziel der Familie Mehrigan geschah.

„An einem Samstagabend kamen wir am Ledigenheim in Siersdorf an. Es war renoviert worden und diente Familien als Übergangswohnung. Für uns wurde ein Zimmer frei gemacht. Als ich morgens aufwachte, läuteten die Glocken- Da sagte ich zu meinem Mann: ‚Hier bleiben wir!‘ Ich fühlte mich irgendwie direkt zu Hause. Am nächsten Tag unternahmen wir durch den damals noch kleinen Ort einen Spaziergang und erregten sofort Aufsehen – durch das unbekannte Modell eines französischen Kinderwagens und weil wir ohne Strümpfe gingen, wie wir's in Frankreich gewohnt waren.

Für damalige Verhältnisse hatten wir schon etwas Vermögen. Mein Mann hatte in Frankreich ein Mofa erworben, und ich besaß eine Waschmaschine und eine Nähmaschine. Zwei unserer

Kinder konnte ich in den Kindergarten des EBV bringen und war dadurch stundenweise entlastet. Ich besuchte auch gern die Nähstube, um Kleidung für meine Kinder und mich selbst anzufertigen. Arbeiten bin ich nicht gegangen. Wir hatten ja vier Kinder – in Deutschland kriegten wir noch einen Jungen -, das war einfach nicht möglich. Entweder erzieht man die Kinder richtig, oder es geht den Bach runter. Dann hab ich gedacht: Gut, ich kann nicht arbeiten gehen, aber ich bin aus der Landwirtschaft, und da kenne ich mich aus. Also habe ich alles Viehzeug gefüttert. Wir hatten Glück, dass die Nachbarn auch Hühner, Kaninchen oder sonst irgendwas hatten. Dann haben wir eben auch so was gehabt und Schweine gefüttert. Mein Mann ist die Straßen entlang gefahren, über die die Rübenfahrzeuge zogen, und hat die heruntergefallenen Rüben gesammelt. Die wurden im Keller gekocht in einem großen Kessel und den Schweinen gefüttert. Hühner, Kaninchen und Enten hatten wir auch. Den Garten habe ich bewirtschaftet. Mein Mann kannte überhaupt nichts davon. Dann habe ich ihn etwas angelernt, und später konnte ich ihm nichts mehr gut genug machen. Zunächst hatten wir einen kleinen Garten – an der Umgehungsstraße, wo jetzt die Autobahnauffahrt ist. Als der abgegeben werden musste, haben wir einen Garten an der B 56 genommen.

Apropos Autos: Wir haben 1963 mit drei Familien ein Auto gekauft. Das ist gegangen. Eine Vereinbarung wurde schriftlich aufgesetzt. Jeder kriegte das Auto eine Woche. Das musste sauber, vollgetankt dem nächsten übergeben werden. Und da waren noch weitere Klauseln drin: Wenn einer zum Beispiel einen Unfall hatte, unverschuldet, welche Dinge waren dann festzuhalten, die geregelt werden mussten? Aber es ging gut und dauerte, bis jeder sich selbst ein Auto kaufen konnte. Ja, es hat wirklich sehr gut funktioniert. Mein Schwager war dabei, eine sehr gut bekannte Familie und mein Mann. Mit dem Auto durfte keiner zur Arbeit fahren. Zur Arbeit musste jeder gucken, wie er wegkam. Wenn einer das Auto nicht brauchte in der Zeit, konnte er es dem anderen übergeben. Das würde heute wahrscheinlich nicht mehr so gehen. Nun hatten wir auch das Glück, dass mein Mann und ich einen Verwandten in Köln hatten, der bei Ford arbeitete. Der konnte einen Jahreswagen kriegen, und da haben wir gesagt: Gut, das machen wir.

Zeitungen haben wir auch mal rumgetragen. Da hat es einmal ganz furchtbar geregnet, und wir standen an einer Straßenseite. An einer Haustür gab es einen ‚Lachsack‘, der fing plötzlich an zu lachen. Da mussten mein Mann und ich mitlachen, bis wir nicht mehr konnten.

Frau von Poser hatte meinem Mann die Stelle des Hausmeisters im Ledigenheim vermittelt, die er bis 1958 auch ausfüllte. Dann hatten wir keine Lust mehr. Wir wollten eine eigene Wohnung besitzen. Während des zweiten Bauabschnitts bewarben wir uns um eine Wohnung in der Saarstraße. Weil noch große Wohnungsnot herrschte, erhielt man nur dann eine Zusage, wenn man zusätzlich eine Familie mit aufnahm. Bei uns lebte ein Ehepaar mit einem Kind. Nach ein paar Jahren konnten wir das Haus für uns allein übernehmen und dort bis zum Abbruch leben.“ RHEINBRAUN hatte festgestellt, dass das Haus auf Fließsand gebaut worden war und zusammenzubrechen drohte. „Ich bin zwar kein ängstlicher Mensch, aber wenn es so richtig im Gemäuer knisterte...“ Ein Umzug war unausweichlich – in die Jülicher Straße. „Da wohne ich heute noch. Ich werde 81. Die Kinder sind alle außer Haus, sie wollten nicht in Aldenhoven bleiben.“